

Ralf Hinz: Cultural Studies. Zur Kritik der Urteilskraft wissenschaftlicher und journalistischer Rede über populäre Kultur

Westdeutscher Verlag: Opladen / Wiesbaden 1998, 296 S.,

ISBN 3-531-13199-0, DM 59,80

Die Dissertation möchte sich mit allem beschäftigen, was der angesagte Diskurs zur Populärkultur (speziell zur Popmusik) in den letzten Jahren an intellektuellen Stars, theoretischen Aufregungen und begrifflichen Konjunkturumschwüngen hervorgebracht hat. Der Untertitel gibt sich einen allgemein-wissenschaftlichen Anstrich und winkt mit dem Zaunpfahl, verbirgt er doch eine Anspielung auf Bourdieus *Die feinen Unterschiede*. Dessen rigider Vorstellung von Wissenschaft fühlt sich Hinz offenbar verbunden, was sich vor allem in der Imitation von Bourdieus labyrinthischen Satzgebäuden ausdrückt. Wo aber der Meister mittels hermetischer Formulierungen als prominenter Intellektueller die Verpflichtung des soziologischen Diskurses auf maximale Präzision einklagt und (vergeblich) gegen die Zurichtung der Theorie für die als geistlos verschrienen Medien agitiert, bleibt Hinz' Ringen um wissenschaftliche Dignität ein Affront gegenüber dem Leser. Und das hört sich dann so an: „Gegen Betrachtungsweisen der Popmusik, die sich mit kulturkritischen Vorbehalten gegen Tendenzen der Kommerzialisierung und der Universalisierung des Warenverhältnisses beruhigen oder schnell die wenig erwärmende ökonomische Sphäre abtun, um sich im Reich der Bedeutungen und symbolischen Gehalte der Musik häuslich einzurichten, war daran zu erinnern, dass die Verwertungsinteressen der Musikindustrie den sehr unterschiedlichen Agenten des Produktionsprozesses abverlangen, dass sie ihre Arbeitskraft und sonstige vermarktbar Qualitäten zur Verfügung stellen, jedoch ihnen der daraus resultierende mögliche Reichtum vorenthalten bleibt.“ (S.48)

Vieles von dem, was Hinz hier anreißt, ist ohne Frage richtig und bedenkenswert. Nur, wo führt der Weg hin, wenn man sich der politischen Ökonomie von Marx verpflichtet fühlt, aber eigentlich über aktuelle Popmusik und deren Meta-Diskurse in Fanzines und Musikmagazinen schreiben möchte? Was wird aus dem Gegenstand Popmusik (von Hinz zu Beginn ausdrücklich als geliebtes Terrain markiert), wenn man ihm seinen ‚Impact‘ auf die Lebens-, Alltags- und Symbolwelt des Konsumenten schon im zweiten Kapitel fast vollständig abspricht? Lässt sich

wirklich nicht guten Gewissens über die vielgestaltigen Ausformungen der Rezeption von Populärkultur nachdenken, ohne dass auf die Unterdrückungsmechanismen innerhalb der Plattenindustrie hingewiesen wird? – Der Katalog an Fragen ließe sich noch unendlich weiterführen. Was er hier zum Ausdruck bringen soll, ist die Konfusion in der Gliederung des Materials und der referierten Theorien. Der Ehrgeiz des Autors, alles, was man sich an der Universität an Klugheit angeeignet hat, zwischen zwei Buchdeckel zu packen, lässt im Kern der Argumentation ein großes schwarzes Loch entstehen: Hinz' Arbeit hat kein Thema, da sie jedem und allem gerecht werden, sich gegen alles und jeden absichern möchte.

Über Cultural Studies und Pop zu schreiben, ist äußerst vorteilhaft. Mit diesen beiden Mode-Begriffen lassen sich – wenn sie auch noch konzertiert im Titel auftreten – Bücher verkaufen. Aber weswegen muss man dann auch noch der Jugendsoziologie den Prozess machen (ehrfürchtig nimmt man Haltung an: „Kritik der Jugendsoziologie“)? Eine Studie über die Entfremdungsprozesse in der Musikindustrie wäre ein lohnenswertes Sujet, aber warum wird es über Marx und Engels und ein bisschen Bourdieu angerissen, ohne dass ein Akteur der Musikbranche zu Wort gekommen wäre, so dass die theoretische Großanstrengung leer läuft. Auch eine Studie über die in den letzten dreißig Jahren in der Bundesrepublik äußerst einflussreichen Musikmagazine *Sounds* und *Spex* (Hinz analysiert sie in den Abschlusskapiteln) könnte sehr aufschlussreich sein, gerade im Bezug auf die Frage, wie ein subkultureller Diskurs gesellschaftlich nobilitiert wird. Aber warum muss dann zusätzlich noch das unübersichtliche Gelände der Musik-Fanzines gestreift werden? Nur um zu dem Schluss zu kommen, dass „die Erwähnung in Fanzines Voraussetzung für weiteren kommerziellen Erfolg“ (S.151) eines Plattenlabels sei? Hinz' mitunter sehr kluge Defizitanalysen verschiedener Cultural-Studies-Ansätze hätten als Untersuchungsfeld bereits ausgereicht, aber das gibt es ja schon in Hülle und Fülle. Weswegen dann innerhalb dieses Kapitels auch noch „Pornografie als populäre Kultur“ (an sich ein sehr spannendes Thema) abgehandelt werden muss, wird einem einfach nicht klar. Warum muss man, wenn man die Reichweitendefizite von Bourdieus Geschmackssoziologie herausgearbeitet hat, auch noch Ulrich Becks soziologischen Ansatz und Gerhard Schulzes „Erlebnisgesellschaft“ einen Kopf kürzer machen? Auch wenn Hinz mit vielen Kritikpunkten richtig liegen mag, so führen sie doch zu keinem eigenständigen Konzept, und man fragt sich, weswegen er diese Energie in das Aufforsten von Bergen an Forschungsliteratur investiert.

Diese mit Penetranz durchgehaltene Gutachter-Pose ist dann auch das größte Ärgernis der Studie. Hinz hat alles und jeden schon durchschaut. Es gehört offenbar zu Hinzens Bild des „fertigen“ Wissenschaftlers, dass er seine Gegenstände und theoretischen Modelle mit dem unbeteiligten Blick hoch zu Ross vom Feldherrnhügel der Belesenheit zur Kenntnis zu nehmen habe. Oder soll damit von der eigenen Konzeptlosigkeit abgelenkt werden? Das ansonsten methodisch äußerst heterogene Gebiet der Cultural Studies lässt sich demgegenüber zumindest auf ei-

nen Grundsatz festlegen: nämlich dass die Wertfreiheit des Forschers eine machstrategische Fiktion und Bestandteil der bürgerlichen Ideologie sei. In krassem Gegensatz zu Hinz, der Cultural Studies nur als Titelfähnchen schwingt und damit perfiden Etikettenschwindel begeht, zeichnen sich Cultural-Studies-Autoren wie Stuart Hall, David Morley, Lorence Grossberg durch große Aufgeschlossenheit gegenüber einem breiten Band an Theorieangeboten aus – eine eklektische Toleranz, die der Sache der Populärkulturfor schung geschuldet ist und der Einsicht folgt, dass sich jede Theorie lediglich der Wirklichkeit annähert.

Dass von Cultural Studies in Deutschland nur engagiert geredet wird, sie als Praxis aber nicht stattfindet, ist bekannt. Der vorliegende Meta-Meta-Diskurs zur Popkultur gerät, weil er nicht weiß, was er mit sich selbst anfangen soll, spätestens an jedem Kapitelende zur peinlichen Schulmeisterei. Vielen Autoren der am Schluss – nachdem Hinz allen sich in den Weg stellenden Theoriemodellen den Garaus gemacht hat – analysierten Zeitschriften *Sounds* und *Spex* scheint er sich auf geheimnisvolle Weise nahe zu fühlen, kann sich aber zu keiner offenen Wertschätzung durchringen. Die Projekte der Cultural-Studies ziehen nicht selten aus diesem dialogischen Spiel zwischen persönlicher Affektion für den Gegenstand und seiner diskursiven Durchdringung ihren Erkenntnisgewinn. Hinz versteigt sich in seinem aufgesetzten Drüberstehen (vielleicht möchte er ja gerne selbst *Spex*-Autor sein) zu Geschmacksrichterattitüden, die den heimlichen Wunsch, der Bundestrainer des Pop-Diskurses zu sein, durchkommen lassen. Immer ist es „leider“ eine falsche Theorie, die ihm da über den Weg läuft, oder „unglücklicherweise“ hat ein Schreiber wieder etwas völlig falsch gemacht... Der professorale Gutachterton nimmt kein Ende. Zur Formentwicklung seines geheimen Idols Diederich Diederichsen muss er von den Höhen seines Richterstuhl herunter mitleidig feststellen: „Schmerzhaft macht sich das Fehlen individualistisch-idiosynkratischer Momente, der Mangel an witzigen selbstreferentiellen Wendungen in Diederichsens Kritiken bemerkbar, die dort noch in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre an der einen oder anderen Stelle auftauchten: Geschichten über des Autors Lieblings-Imbibbude, einen zutiefst freudlosen Polterabend [...]“ (S.265)

Nachdem schließlich alle bei ihm durchgefallen sind, ist plötzlich der Text zu Ende. Man sucht vergebens nach einer persönlichen Einschätzung des Autors und fragt sich allen Ernstes, ob der Verlag nicht ein Mängel exemplar zugeschickt hat.

Eike Wenzel (Heidelberg / Hildesheim)